

Roman Israel

Nektar Meer

Roman · Mit Fotos von Bob Sala



EDITION ÜBERLAND



11

Roman Israel

*Nektar
Meer*

Roman

Mit Fotos von Bob Sala

edition überland

*»An den Grenzen der Wahrnehmung blühen
fantastische Blumen.«*
(Schopenhauer)

#1

Der Auftrag

Es ist einer dieser schwülheißen Abende in Brandenburg. Es ist Freitagabend. Rushhour. Mitten auf der Autobahn. Bis in die Hauptstadt sind es von hier noch gute sechzig Kilometer. Im Westen kämpft sich die tief stehende Sonne noch einmal hinter einem Wolken Schleier hervor. Der Lärm ist kaum zu ertragen, der Verkehr fließt zäh. Stop and go. Wer gerade unterwegs ist, will nur noch eines: so schnell wie möglich nach Hause, ins Sweet Home in der Peripherie, ins Schilfdachhäuschen in der Uckermark oder die Plattenbausiedlung am Rande von Berlin. Sich dort in die Couch fallen lassen. Ein Fußbad im kalten Wasser nehmen. Beine hoch. Vorm Fernseher dösen. Ein Eis mit Erd- oder Himbeeren, Sahne auf dem Bauch, eine gekühlte Coke in der Hand. Endlich ausspannen. Der Schwüle trotzen. Die Temperaturen pendeln seit Tagen um die dreißig Grad. Die Regenschauer, die dieser Tage auf die Erde niedergehen, bringen keine Abkühlung mit sich.

Am Fahrbahnrand sitzt ein Bussard auf einem Pfeiler und beobachtet eine Mäusepopulation am Fuß der Böschung. Nur wenige Meter entfernt parkt ein VW Passat mit vollem Dachgepäckträger auf dem Seitenstreifen. Die Warnblinkanlage ist angeschaltet, die Kühlerhaube nach oben geklappt, schwarzer Rauch steigt aus dem Motorraum. Ein kleiner Junge sitzt hinter der Leitplanke und rupft gedankenverloren Gras, während sich die beiden Erzeuger über den qualmenden Motor gebeugt haben und die Gebrauchs-

anweisung ihres Fahrzeugs studieren. »Du hättest Kühlflüssigkeit auffüllen müssen«, sagt die Frau. Ihre Haare sind kurz wie die ihres Hawaiihemd und Bermudashorts tragenden Mannes.

»Hätte, hätte, Fahrradkette«, erwidert der.

Ihr Sohn hinter der Leitplanke deutet indessen schräg übers Feld auf einen kleinen See, den er eben erst entdeckt hat. »Mama, können wir dort baden gehen?«

»Frag deinen Vater.«

»Wie sollen wir denn dort zeitnah hinkommen?«, fragt dieser.

»Das Auto ist kaputt, mein Schatz«, sagt die Mutter, »Papa hat vergessen Kühlflüssigkeit aufzufüllen.«

»Hat er nicht«, erwidert der. »Woher hätte er wissen sollen, dass sie aufgefüllt werden muss?«

»Weil er Maschinenbauingenieur ist?«

»Kennt er sich deshalb mit Autos aus? Wir entwickeln Achtkantschrauben für die Schwerindustrie. Am Computer! Versteht ihr, am Computer!«

Der See, den der Junge meint, ist eine stillgelegte Kiesgrube. Auf einer Seite ist er sichelmondartig von einem Kiefernwald umgeben. Schwalben und Mauersegler kreisen über dem Wasser und streiten um die Lufthoheit. Er ist so abgelegen, dass der einzige Weg dorthin über eine zerschlissene Betonplattenstraße quer übers Feld führt. Um sie zu erreichen, müssen vorher noch zwölf Kilometer auf der Landstraße zurückgelegt werden, einer Kopfsteinpflasterstraße mit tiefen Schlaglöchern. Die meisten Badefreudigen kehren schon nach kurzer Zeit entnervt wieder um. Auf diesen Straßen können höchsten Traktoren oder Panzer fahren.

Der Weg zur Kiesgrube endet abrupt vor der Abbruchkante, dahinter geht es zehn Meter in die Tiefe. Ein ausgemusterter DHL-Lieferwagen parkt an dieser Stelle gefähr-

lich nahe am Abgrund. Ein Mann mit schwarzer Hautfarbe und von kräftiger Statur steht vor diesem. Sein Name ist Henri. Nach seinem Alter gefragt, würde Henri einen nur fragend ansehen, als ergäbe diese Frage für ihn keinen Sinn. Viel wichtiger sei das gefühlte Alter, würde er antworten, und er fühle sich noch nicht so alt. Der Lieferwagen ist ein in die Jahre gekommener Transporter des Typs Mercedes-Benz, den man zu einem Imbisswagen umgebaut hatte. *Asia Imbiss* steht mit roten Buchstaben darauf geschrieben. Der Besitzer des Fahrzeugs, ein Ostasiater mit aufgeklappter Augenklappe über dem linken Auge, kniet vor Henri im Sand, seine Arme hat er hinter dem Kopf verschränkt, weil Henri mit einer Waffe auf ihn zielt. Henri dachte anfangs, dass es ihm leichter fallen würde, mit der Waffe auf jemanden zu zielen, aber es ist wirklich schwer, schwerer als gedacht. Er ist nervös und es kostet ihn Mühe, sich den nötigen Respekt zu verschaffen. Er weiß natürlich, dass es auf kurze, präzise Kommandos ankommt. Ein paar Flüche. Der perfekte Mix aus Zuckerbrot und Peitsche: immer im Wechsel. Damit dem anderen unmissverständlich klargemacht wird, wer das Sagen hat und was auf dem Spiel steht. Henri darf keine Skrupel zeigen. Er muss allezeit bereit sein für einen präzise ausgeführten Leistentritt oder seine Waffe zu ziehen. Wie Al Capone, Jim Colosimo und wie sie alle hießen, all die großen Macher der Vergangenheit. Natürlich weiß Henri, wie das alles geht, nur von der praktischen Umsetzung ist er noch meilenweit entfernt. Wenn es hart auf hart kommt, und jetzt ist gerade ein solcher Moment, dann zittern seine Hände und der Schweiß tritt ihm auf die Stirn.

Über seinem Kopf zieht ein Schwarm Stechmücken seine Kreise. Überall sind sie plötzlich, überall um ihn herum, diese lästigen Blutsauger, zu Tausenden schwirren sie über der Kiesgrube, um hier Insektensex zu haben. Eines dieser

Biester fliegt ausgerechnet jetzt gefährlich nahe an ihn heran, vermutlich hat das Tier ihn bereits als Beute auserkoren – es wundert ihn nicht, denn er wirkt auf Mücken wie ein Magnet. Selbst im Winter, wo es keine Mücken gibt, wird er gestochen. Achtung! Jetzt nicht ablenken lassen, denkt er, du musst Huang im Auge behalten und gleichzeitig auf die Mücke achtgeben, die gerade im Begriff ist zu tun, was alle Mücken irgendwann tun: landen, saugen, stechen. Henri spielt mit seinen Gesichtsmuskeln herum, er stülpt die Unterlippe über die Oberlippe und pustet in Richtung Nasenspitze. Aber das Tier zeigt sich davon alles andere als beeindruckt, es ist gelandet und fest entschlossen, die Sache durchzuziehen. Da! Es beginnt schon gierig zu saugen, als hätte es das ehrgeizige Ziel, seinen ganzen Körper leerzutrinken. Bin ich vielleicht eine Blutbank, denkt Henri.

»Du hast 'ne Mücke im Gesicht«, sagt der vor ihm kniende Huang, »pass auf, dass sie keinen Dünnpfiff hat!«

»Fick dich, Huang!« Ja, so musst du das machen, jetzt hast du endlich den richtigen Ton getroffen, klarstellen, wer hier wem droht, je grobschlächtiger, desto besser, denkt Henri.

Huang spannt seinen Bizeps an, sodass der Ärmel seines T-Shirts nach oben rutscht. Darunter kommt eine Tätowierung zum Vorschein, ein chinesischer Drache mit Schwert. Darüber sind einige asiatische Schriftzeichen zu erkennen. Chinesisch, Koreanisch, Vietnamesisch, wo ist da eigentlich der Unterschied, überlegt Henri. »Ist das echt, oder nur ein Abziehbild?«, fragt er. »Kannst wohl Ziegelsteine zerschmettern, wie Jackie Chan?«

»Das ist ein Schauspieler«, entgegnet Huang.

»Und ein großer Kämpfer?«

»Mehr Schauspieler als großer Kämpfer.«

»Sind nicht alle Ostasiaten große Kämpfer?«

»Sind denn alle Schwarzen gut im Bett?«

Schachmatt! Henri weiß nichts zu erwidern. In puncto Schlagfertigkeit hat er noch Nachholbedarf. Er versucht mit der Zungenspitze seine Nase zu berühren, um die Mücke, die dort immer noch sitzt und saugt, zu verjagen. Es klappt nicht. Er kommt einfach nicht ran. Nur ein paar Millimeter fehlen, sodass die Mücke ihr teuflisches Saugwerk unbehelligt fortsetzt.

»An deiner Stelle würde ich sie einfach erschießen«, sagt Huang.

Henri lacht. »Ich schieße lieber auf dich!«, sagt er. Verflucht, wie das juckt, warum will das Biest einfach nicht lockerlassen? Es scheint sogar, als spiele es mit dem Gedanken, noch ein weiteres Mal zuzustechen. Bitte nicht! Wenn du fertig bist, wirst du fett und aufgeschwemmt sein, denkt Henri. Du wirst zu fett sein, um zu fliegen, du wirst abstürzen. Geschieht dir recht!

»Vielleicht ist das eine von diesen Tigermücken«, sagt Huang, »reisen auf Containerschiffen nach Europa ein. Übertragen die Malaria, habe ich gehört.«

Ein Königreich für eine Fliegenklatsche, denkt Henri und schießt auf seine Nasenspitze. Aber die Mücke ist schon weg.

»Sieht scheiße aus, wie eine riesige Warze«, sagt Huang. Was zu viel ist, ist zu viel. Du lässt dich von niemandem beleidigen, denkt Henri und tritt nach Huang, doch der ist zu weit von ihm entfernt, sein Tritt geht ins Leere.

»Was für ein Waschlappen«, sagt Huang, »nicht einmal zielen kannst du Loser.«

Kann es sein, dass hier etwas Entscheidendes schief läuft, denkt Henri. Er ist doch eigentlich derjenige, der die Waffe hat, nicht Huang, und warum um alles in der Welt gab es für Berufsanfänger wie ihn kein Coaching, wo Situationen wie diese hier durchgespielt wurden, bis sie richtig saßen? So geht das, würde es da heißen, du ballst deine Faust und

brichst ihm die Nase. Und anschließend rammst du noch das Knie in seine Eingeweide. So! Und deinen Ellenbogen ins Gesicht. So! Und wenn er dann immer noch nicht macht, was du sagst, schlägst du ihm noch den Schädel ein. So!

»Die Falte zwischen deinen Augenbrauen ist gerade tiefer geworden als der Grand Canyon«, sagt Huang. »Ich würde an deiner Stelle nicht so viel nachdenken und es einfach tun. Komm schon!«

Was nun, überlegt Henri, er will dich aus der Reserve locken, dich herausfordern, damit du einen Fehler machst. Du musst endlich reagieren. Schlag ihm den Schädel ein, dass der zerbricht wie ein rohes Ei. Warum tust du's nicht endlich? Doch da ist plötzlich wieder dieses Geräusch in seinem Ohr, er hört es in letzter Zeit andauernd. Tinnitus? Nein, kein Tinnitus. Kein Summen. Dieses Geräusch ähnelt eher dem einer Rassel, Babyrassel oder so. Oder einer Klapperschlange? Aber hier? Mitten in Europa? Wie kann das sein? Seit wann leben hier Klapperschlangen? Allerdings, wenn es hier neuerdings Tigermücken gibt, warum dann nicht auch Klapperschlangen? Ja, vielleicht wimmelt es hier überall nur von diesen Kriechtieren. Sie würden sich am felsigen Ufer der Kiesgrube sonnen und sich von Vögeln und Fröschen ernähren. Da, wieder dieses seltsame Rasseln. Hast du etwa einen Sonnenstich? Im Traum letzte Nacht hat er auch dieses Geräusch gehört. Er war im Nirgendwo, gottverlassene Gegend, Wüste, Staub, und wartete auf einen Linienbus, der an dieser Stelle halten sollte. Ein heißer Luftzug blies ihm scharf ins Gesicht. Die Sonne brannte. Ein Schwarzer mit einem seltsamen Zylinder wartete mit ihm. Er war etwas älter als er, hatte weit aufgerissene Augen mit stark vergrößerten Pupillen, als hätte er einen Joint geraucht. Ein bisschen erinnerte er Henri an eine schwarze Ausgabe des verrückten Hutmachers aus *Alice im Wunderland*. Und der

Mann war nicht allein. Er hatte sein Haustier dabei, eine Art gewaltige Eidechse oder eher ein kleines Krokodil? Er führte es an einer Leine mit sich wie einen Hund. Das Tier atmete schwer und bewegte unentwegt seinen Schwanz. Damit erzeugte es dieses unheimliche Rasseln, als handelte es sich dabei um den Schwanz einer Kobra. Als Henri es ansah, schnappte das Krokodil nach ihm und biss ihm in die Wade. Kurz darauf begann er über dem Boden zu schweben, wie ein mit Helium gefüllter Ballon, schwerelos, ein wirklich merkwürdiger Traum.

»Sag mal, hörst du das auch?«, fragt Henri Huang und hält den Atem an, um zu lauschen.

»Sind doch nur Grillen«, sagt Huang und springt urplötzlich auf, um Henri einen Tritt gegen den Oberschenkel zu verpassen und ihn anschließend mit einem Judowurf niederzuringen. Henri legt eine Bauchlandung hin, Huang wirft sich auf ihn und würgt ihn. Henri spürt ein Ziehen in der Lunge und bekommt schwer Luft. Es kommt zum Ringkampf. Mal ist Henri im Vorteil, dann wieder Huang. Eine Weile geht es so hin und her, und es ist nicht abzusehen, wer am Ende der Sieger sein wird. Bis Henri einen Stein so groß wie eine Faust zu fassen bekommt und ihn mit voller Wucht gegen den Kopf seines Rivalen schmettert. Ein Geräusch wie brechendes Eis ist zu hören und sein Gegenüber sinkt mit einem überraschten Ausdruck zu Boden. Aus einer Wunde an seinem Kopf tritt Blut und tropft in den Sand. Seine Hände zittern. Sein Blick ist selbstsicherer als vorhin. Der Stein hat etwas mit ihm gemacht. Endlich, denkt Henri, endlich hast du dir den nötigen Respekt verschafft. Sie sehen einander in die Augen. Huang wirkt müde und erschöpft. Es scheint ihn stärker erwischt zu haben, als er zugeben möchte. Henri setzt ihm die Pistolenmündung auf die blutende Stirn. Seine Waffe fühlt sich plötzlich um einiges schwerer

an als vorhin, als sträube sie sich davor, auf einen Verletzten gerichtet zu werden.

Unterdessen kehrt Henris Kompagnon Lenin aus dem Wäldchen zurück. Er hat eine gefesselte Frau im Schlepptau, die er an einem Seil hinter sich herzieht. Es ist Huangs Frau, Wong. Ihre Hände sind zusammengebunden. Über dem rechten Auge blüht ein lilafarbenes Veilchen, sieht aus, als wäre sie nicht gerade mit Samthandschuhen angefasst worden. Henri deutet auf Wong. »Warum ist sie nass? Warst du baden mit ihr?« Wong sieht Henri aus giftigen Vipernaugen an und spuckt auf den Boden. Das T-Shirt ist zerrissen, so dass man die Träger ihres Büstenhalters sehen kann. »Was hast du gemacht, Lenin, du Idiot?«

»Aber Henri, ich hab gar nichts gemacht. Ich hab sie nicht angerührt, ehrlich. Im Gegenteil. Sie hat mich in den Arm gebissen, hier«, Lenin zeigt eine kleine Fleischwunde an seinem Arm.

»Und warum musstest du sie fesseln? Sieht aus, als wolltest du sie mit der Post verschicken.«

»Wie hätte ich sie sonst herbringen sollen, Henri? Die ist verdammt schnell, wäre mir glatt davongelaufen.«

»Dafür bring ich euch um, dafür bring ich euch beide um«, schreit Huang. Henri richtet seine Waffe auf Wong. »Du bist ein schlechter Lügner, Huang. Wie denn?«

»Wisst ihr, was euer Boss mit Hühnerfickern wie euch macht, wenn ihr erst mit leeren Händen nach Hause kommt? Sie wird euch ficken«, Huang bekommt vor Schmerzen kaum noch die Zähne auseinander, »ihr kommt in den Koffer und dann geht's ab auf die Spree, auf Kreuzfahrt. Natürlich erst nachdem sie euch alle Knochen gebrochen hat.« Huang lacht wie eine Hyäne, aber es bleibt ihm im Hals stecken, weil Henri die auf Wong gerichtete Waffe entsichert.

»Du, Henri, glaubst du wirklich, dass sie das mit uns machen wird?«, fragt Lenin.

»Hör einfach nicht auf ihn. Er will uns Angst machen, Lenin, verstehst du?«

»Aber warum?«

Darum! Um sie abzulenken. Huang hat sich eine Hand voll Sand gegriffen und schleudert sie ihnen entgegen. Henri und Lenin schließen für einen Moment die Augen und können nichts sehen. Lang genug, dass sich Huang und auch Wong, die sich losgerissen hat, hinter den Imbisswagen flüchten können. Henri nimmt mit seiner Pistole wütend den Imbisswagen unter Beschuss. Zischend entweicht die Luft aus einem der Reifen. »Jetzt mach schon, hinterher!«, schreit er Lenin zu. Henri links und Lenin rechts, um die beiden einzukreisen und auf der anderen Seite stellen zu können, gehen sie um den Transporter herum. Doch auf der anderen Seite ist niemand mehr, Huang und Wong haben sich in Luft aufgelöst. Einen Moment später ist zu hören, wie zwei Körper ins Wasser der Kiesgrube plumpsen. Die beiden gehen an den Rand des Abgrunds und sehen in die Tiefe. Die Wasseroberfläche kräuselt sich noch ein wenig. Aber keine Spur von Huang und Wong.

»Unser erster Auftrag, Lenin, und wir vermässeln ihn«, sagt Henri kopfschüttelnd. Wenigstens kann er sich endlich wieder an seiner Nase kratzen, die zu einer einzigen riesigen Beule angeschwollen ist, unter der Haut juckt es, als kröchen darunter Hunderte von Maden herum. Eine Libelle schwebt neben seinem Kopf auf Augenhöhe, ihr Körper schimmert metallisch in der Sonne. Die nicht auch noch, denkt Henri und bekommt Panik. Er hat Angst um seine Nase. Stechen Libellen nicht auch wie Mücken? Er legt an und versucht sie vom Himmel zu schießen, aber er trifft nicht.

Sie brechen die von Kugeln durchsiebte Beifahrertür des Transporters auf und gelangen ins Innere. Es riecht nach altem Fett, verbrannten Zwiebeln und verdunsteter Sojasauce. Im Spülbecken stapelt sich dreckiges Geschirr. Überall stehen verkrustete Pfannen und schmierige Töpfe herum, ein Eimer mit schmutzigem Besteck ist bis über den Rand gefüllt. Darüber kreisen Fliegen, dicke fette Schmeißfliegen mit behaarten Körpern. Die Suche nach dem Geld, das Huang ihnen schuldig geblieben ist, ist nicht von Erfolg gekrönt. Zwar finden sie im Handschuhfach eine Geldkassette, doch die enthält nur alte Tankstellenquittungen.

Henri löst die Handbremse und entkoppelt die Gangschaltung des Fahrzeugs. Er bedeutet Lenin, dass dieser mit anschieben soll. Das Gelände ist abschüssig. Ein kleiner Schubs genügt und der Transporter rollt von selbst über die Klippe. Beim Aufprall auf dem Wasser gibt es einen lauten Knall. Das Fahrzeug hat sich im Fall gedreht, jetzt zeigen die Räder nach oben und es füllt sich mit Wasser. Langsam beginnt es zu sinken. Jede Menge Luftblasen steigen aus der Tiefe auf.

»Ob die beiden tot sind?«

»Niemand kann so lange die Luft anhalten, Lenin. Sonst wären sie doch längst wieder aufgetaucht«, sagt Henri.

»Aber Perlenfischer, die können bis zu dreißig Minuten die Luft anhalten, Henri.«

»Sehen die beiden etwa wie Perlenfischer aus, hä?«

»Aber woher soll ich denn wissen wie Perlenfischer aussehen, Henri?«

»Halt jetzt die Fresse, Lenin. Bin nicht in Stimmung, deine ewige Fragerei zu ertragen.«

»Wie lange es wohl dauert, bis sie sie finden werden? Ich meine, die Polizei.«

»Die finden sie nicht.«

»Und Badegäste? Vielleicht die?«

Henri deutet auf ein verrostetes Blechschild, das an der Abbruchkante steht. Lebensgefahr! Baden verboten!

»Aber so ein Schild hält doch niemanden auf, Henri.«

»Herrgott, jetzt sieh dir das an! Auch das noch«, flucht Henri und spuckt ins Wasser. Der Transporter sitzt fest. Während des Sinkens hatte er sich noch einmal gedreht, so dass jetzt der obere Teil des Hecks aus dem Wasser herausragt. Aber nun geht es nicht weiter. Eine Sandbank, eine Felsnase? Hängt er daran fest? Henri schießt ein paar Löcher hinein, durch die weiteres Wasser in das Fahrzeug dringt, es ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass das Fahrzeug nicht weiter sinken will. Beide schießen sie ihre Magazine leer. Schwalben jagen dicht über der Wasseroberfläche nach Mücken. Irgendwo quakt ein Frosch. Libellen und andere Flügeltiere tanzen vor den letzten Sonnenstrahlen.

Zurück nehmen sie den gleichen Weg, auf dem sie gekommen sind, den verwitterten alten Plattenweg, der auf die Landstraße führt. Dort werden sie schon erwartet. Sie steigen in eine Limousine mit abgedunkelten Scheiben, die beide in die Hauptstadt bringen wird. Genau in dem Moment, als die Limousine sich in Bewegung setzt, kommt ihnen ein VW Passat mit vollem Dachgepäckträger aus der Gegenrichtung entgegen. Fahrer und Beifahrerin liegen miteinander im Streit. Auf dem Rücksitz sitzt ein kleiner Junge mit Schwimmflügeln. Der Passat blinkt und biegt auf den Plattenweg ab, der zur Kiesgrube führt. Die Sonne ist derweil tief hinter den Horizont gesunken, ein darüber schwebendes Wolkenband leuchtet kupferfarben und löst sich allmählich auf. Schon bald wird die Nacht hereinbrechen und über all dem ihre Flügel ausbreiten, wie es so schön heißt. Hoffentlich, denkt Henri, hoffentlich!

Die Entstehung dieses Werkes wurde durch ein Stipendium der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen ermöglicht.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Informationen sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Roman Israel (Roman) Bob Sala (Fotos) und
edition überland Verlagsgesellschaft mbH
Gerichtsweg 28 · 04103 Leipzig
www.editionüberland.de

Alle Rechte vorbehalten.

Gestaltung, Satz und Herstellung
Phillip Hailperin,
Hofmeister Stauder. Büchermacher, Berlin

Druck und Bindung
Westermann Druck Zwickau GmbH,
Zwickau

ISBN 978-3-948049-15-7

Printed in Germany

Die beiden Pleitiers, der Beinahe-Kubaner Henri und der Viertel-Pole Lenin, haben endlich wieder einen Job. Für einen Berliner Clan soll das Duo Schutzgeld erpressen. Doch aller Anfang ist schwer. Ihren ersten Auftrag vermasseln sie. Der nächste führt sie nach Prag, entpuppt sich dort jedoch als Kamikaze-einsatz. Sie werden als Geiseln genommen, unter Drogen gesetzt, von einem Biker-Club und zu allem Übel auch noch von der Polizei gejagt. Die beiden flüchten durchs tschechische und polnische Grenzland. Unter dem Einfluss der verabreichten Drogen stürzt dabei für sie die Barriere zwischen Realität und Fiktion zusammen. Beide Welten beginnen miteinander zu verschmelzen und bald wissen sie nicht mehr, wo genau die Grenze verläuft.

Eine bissige Satire über schicksalhafte Begegnungen, Vorurteile und den Schulterchluss eines Mafia-Clans mit Granden aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft.

ISBN 978-3-948049-15-7

